

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 6

Artikel: Edgar Wallace

Autor: Smetana, Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

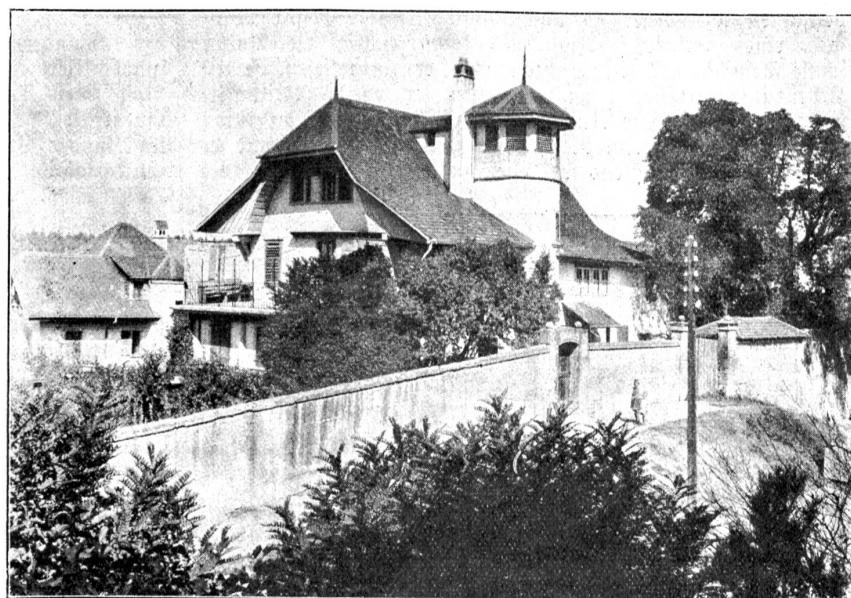
In einer um 1680 entstandenen Aufzeichnung erscheint das Gut als „Herrn Ottos Matten“. Dieser Ottos Sohn Heinrich sein, der 1651 geborene Joh. Heinrich sein, der 1672 Professor der Philosophie in Lauanne wurde, 1682 als Pfarrer nach Rüegsau und 1696 nach Höchstetten kam, wo er 1719 starb. Denn die Besitzung ging offenbar auf seinen Sohn Jak. Friedrich über, der 1718 in den Großen Rat gelangte, 1728 Landvogt von Aarberg wurde, aber schon im folgenden Jahre ohne männliche Descendenz starb. Nachher erscheint die ihm um 20 Jahre überlebende Witwe Susanna, geb. Steiger, als Eigentümerin.

Von der Witwe Ottos gelangte ihr „Hübeli“ an Frau Dorothea Egger-Haller. Sie war seit 1748 Witwe des Altlandvogtes Joh. Rud. Egger von Torgberg. Im Jahre 1767 erhielt sie die Bewilligung, einen Streifen Ackerland vom Musmattfeld zu ihrer Matte einzuzäunen, wogegen sie den von Tischmacher Dufrêne erworbenen Garten abtrat. Ihre Tochter Rosina Dorothea halte 1759 Karl Ludwig Dugspurger (1720—1795) geheiratet, der damals Kapitänleutnant in holländischen Diensten war, und brachte ihm das Gut nach dem 10 Jahre später erfolgten Tode der Mutter zu.

Der neue Besitzer hatte seit 1764 das Amt eines Hofmeisters zu Königsfelden bekleidet, 1775 wurde er Schießhahn von Schmieden, drei Jahre später gelangte er in den Kleinen Rat und 1790 wurde er Venner. Er hat das Schlößligut zu einem respektablen Landgut erweitert, indem er sowohl die südwestwärts liegende alte Töllierbesitzung als auch die hinten anstoßende Musmatte erwarb. Diese beiden bisher selbständigen gewesenen Güter besaßen ihre eigenen, meist der Landwirtschaft dienenden Gebäudenheiten, und das Dugspurgersche „Musmatten- oder Schlößligut“ war nun von der Murtenstrasse und den heutigen Bühl- und Waldheimstrassen begrenzt; nördlich umfasste es noch einen Teil des Areals, auf welches die neuen Hochschulbauten zu stehen kommen. Die in der Mitte des Gutes liegende natürliche Mulde, welche in alter Zeit Aegelmoos hieß, mag im 17. Jahrhundert durch das Lehmgraben für die Ziegelhöfe weiter vertieft worden sein. Noch vor der Mitte des folgenden Jahrhunderts leitete man das zu oberst im Gute zutage tretende Wasser in die Stadt, aber 1774 wurde die unter dem ehemaligen Dufrênenischen Gartenhäuschen hervortretende Quelle dem alt Hofmeister Dugspurger abgetreten.

Dugspurger starb am 14. Januar 1795, und im November gleichen Jahres folgte ihm seine Witwe im Tode nach. Kurz vorher veräußerte sie das nun etwa 44 kleinen Tücharten Mattland und 11½ Tücharten Ackerland auf dem Musmattfeld umfassende Gut um 75,000 Pfund an Frau Albertine Charlotte Braun-Haller, Witwe des gewesenen Obersten Beat Ludwig Braun. Sie war die 1744 geborene dritte Tochter des großen Haller und lebte bis 1831. Durch Testament vom 16. April 1823 hatte sie ihren Neffen Franz Ulrich Agathon von Haller zum Haupterben eingesetzt. Dieser, Oberstleutnant und Chef de Bataillon in französischen Diensten, verkaufte das Schlößligut am 25. Juni 1832 steuerungsweise um 90,000 Pfund dem Jakob Aebi von Seeburg, Schuhmüller in Bern. Die Wohnung im Schlößli war an einen Herrn Bolz, diejenige im Haus bei der Linde an einen Herrn Zehender vermietet, das Erdreich hatte seit 1808 eine Familie Opplicher in Pacht.

Wegen vorgerückten Alters schloß der Schuhmüller Aebi 1853 mit seinen drei Söhnen einen Abtretungsvertrag auf sein Ableben hin ab, wobei er dem jüngsten, Jakob, das Schlößli mit zwei Gärten und das sogenannte Lindenhaus



Das „Aebischlößli“.

(Phot. A. Stumpf.)

unter bei der Linde mit Sodbrunnen und zirka 1 Tücharte Umchwung abtrat, während dem ältesten, Johann, die übrigen Gebäudenheiten samt allem Matt- und Ackerland zufielen. Nachdem der Vater die Augen geschlossen, verkaufte Jakob Aebi das Lindenhaus an Christ. Hirsbrunner, der es aber dem das Zugrecht geltend machenden Wagnermeister Nissl. Keller von Schloßwil überlassen mußte, und 1859 veräußerte er auch das Schlößli dem Joh. Käser-Steinmann, Regt. und Mitglied des Einwohnergemeinderates von Bern. Aber der Bruder Johann machte diesen Kauf rückgängig, zog das Schlößli an sich und wählte es später zur Wohnung. Er kam noch im gleichen Jahre 1859 in die Lage, der Schweizer Zentralbahn für den Bau der Bahlinie Land abzutreten, er veräußerte im folgenden Jahr das durch die Bahn abgeschnittene Stück an den Handelsmann Sam. Friedli, 1873 einen Acker an den Besitzer der Musmattfabrik und 1890 einen weiteren an den Staat Bern. Das übrige, immer noch große Gut ließ er durch Pächter bewirtschaften.

Johann Aebi starb am 30. November 1905 im Alter von 80 Jahren. Sein Name lebt in der Aebistrasse fort. Durch Testament vom 5. November 1904 hatte er das Schlößli zur Errichtung einer staatlichen Erziehungsanstalt für Waisenmädchen bestimmt und seine Erben zugleich zur Zahlung eines Betriebskapitals von Fr. 50,000 verpflichtet. Allein der Staat ließ sich auskaufen, worauf der Schwiegersohn Joh. Fuz, bisher Gutspächter, das Schlößli übernahm. Von ihm ging es 1918 an Direktor Hürzeler über und gegenwärtig weisen Profilstangen auf den bevorstehenden Abbruch und die Überbauung.

H. M.

Edgar Wallace.

Notizen über einen fleißigen Schriftsteller.

Von Frank Smetana.

In unglaublich kurzer Zeit hat sich in Deutschland ein englischer Schriftsteller durchgesetzt, der in seiner Heimat seit vielen Jahren durch die Devise bekannt gemacht wurde: „Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu werden!“ Diese Behauptung stimmt bis aufs i-Tüpfelchen, es ist tatsächlich unmöglich! Es soll hier nicht über die literarische Vollwertigkeit dieses Kriminalschriftstellers diskutiert werden. Lediglich ein paar Notizen über einen Schriftsteller folgen hier, dessen Fleiß in England sprichwörtlich geworden ist: „Fleißig wie Wallace“ ist dort für jeden ar-

beitsamen Menschen das höchstmögliche Lob. Edgar Wallace, eines Arbeiters Kind, hat kaum richtig die Volkschule besucht, mit elf Jahren war er angewiesen, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, er wurde Zeitungsvorlese. Der kleine Knirps lernte bald einsehen, daß man damit nur in Amerika Reichtümer gewinnen könnte, und er ging, um sich wenigstens satt essen zu können, zu einem Koch



Edgar Wallace am Diktaphon.

Mittels eines Diktaphons diktiert er täglich im Durchschnitt 16000 Worte. Der Jahresumsatz seiner Bücher beläuft sich auf 4,500,000 Stück.

in die Lehre. Das war auf die Dauer auch nichts, der Mensch will nicht nur essen, er will auch vorwärts kommen. Edgar ging auf einen Fischkutter; schwefelte dort wie ein Erwachsener — aber die Strapazen hielt er nicht aus. Er sattelte nach einiger Zeit um und wurde Milchjunge. Er schleppete in frühen Morgenstunden Milchflaschen treppauf und -ab. Daraus wurde er auch nicht gesünder und nicht reicher. Als Jüngling lernte er das Maurerhandwerk, aber dieses Handwerk machte gerade damals schlechte Zeiten durch und Wallace pfiff auch auf diesen Beruf und — ließ sich als Soldat anwerben. Er ging nach Südafrika. Das war eine harte Schule für ihn. Hier lernte er Land und Leute, Sitten und Charaktere kennen. Das waren Studien für seine späteren Südafrikaromane, die Bücher von Bones und Sanders.

Nach einigen Jahren kehrte Wallace nach London zurück. Was sollte man tun? Er verstand etwas von Pferden, trieb sich auf Rennplätzen herum, gab Tipps, schrieb für faule Berichterstatter Rennberichte und war eines Tages, ohne eigentlich zu wollen und ohne zu wissen wie — Journalist. Mit Rennberichten fing es an... und heute sitzt Edgar Wallace nicht nur im Präsidium des Englischen Renn-Vereins, sondern ist bei einigen Weltblättern hochbezahlter Rennberichterstatter. Zugleich ist Wallace aber noch Kritiker bei der „Morning-Post“, einer der größten Londoner Zeitungen, und Mitarbeiter vieler wichtiger und großer Journales und Zeitschriften, denen er Aufsätze, Berichte, Abhandlungen und Notizen über alle möglichen interessanten Geschehnisse, Probleme und Möglichkeiten schreibt. Aber das ist nicht Wallaces wichtigste Tätigkeit. Seine Lieblingsarbeiten, die ihn auch berühmt und reich gemacht haben, sind seine Kriminalromane.

Wallace steht in den besten Mannesjahren, er ist keineswegs alt, er denkt noch nicht daran, das Schreiben aufzugeben und doch hat er schon etwa 130 bis 170 Romane (die genaue Zahl kann er selbst gar nicht mehr angeben) geschrieben und (sicher mehr als) sieben Theaterstücke und an die Tausend Erzählungen, Skizzen, Kriminalgeschichten,

Reportagen und Berichte. Er hat einen Fleiß entwickelt, der bewundernswert ist. Nicht allein, daß er von früh bis spät diktiert und schreibt, daß er Briefe und eine Unmasse Post jeden Tag zu bewältigen hat, nein, er kümmert sich um seine Theaterstücke, er hat drei Theater gepachtet und läßt in der Provinz drei eigene von ihm bezahlte und durch ihn dirigierte und geleitete Theatertruppen mit seinen Stücken herumreisen. Die Organisation all dieser Arbeiten wäre schon genug Beschäftigung für zehn normal fleißige Menschen, aber Wallace kümmert sich um alles. Er hat es fertig gebracht, in viereinhalb Tagen einen großen Roman zu diktieren. Er hatte dazu mehrere Sekretärinnen, die einander ablösten, damit keine müde wurde, denen er täglich siebzehn Stunden hintereinanderweg diktierte. Seine Frau saß daneben und korrigierte die geschriebenen Blätter, wie sie aus der Maschine kamen.

Gewöhnlich arbeitete Wallace an zwei bis drei Romanen und einem Theaterstück gleichzeitig. Zwischendurch schreibt er Theaterkritiken, Feuilletons, Berichte und Renn-Gutachten. Nach dem Gabelfrühstück schreibt er schnell ein Feuilleton und zwischen Suppe und Braten diktierte er fix mal eine wihige Kriminalgeschichte.

Kurz gefragt: Wallace ist der fleißigste einer. Seine Popularität in England ist grenzenlos, täglich machen die Zeitungen Witze über ihn, bringen Karikaturen und neue aufsehenerregende Mitteilungen. Kein Blatt ohne Wallace! Man hat ihn schon oft interviewt, man hat ihn dabei gebeten, er soll etwas über das Geheimnis seines Erfolges verraten, er soll etwas über seinen schier unvorstellbaren Fleiß berichten, aber Edgar Wallace hat nur ein gemütliches Lächeln für diese Fragen übrig — und schweigt. Nicht einmal die Frage will er beantworten: was verdienen Sie eigentlich? Er sagt es nicht. Er ist bescheiden. Der Mann, der vielleicht der Schriftsteller ist, der am meisten verdient, der selbst seine reichsten Kollegen in den Schatten stellt, ist nicht im mindesten stolz oder eingebildet auf seine Erfolge und auf sein Einkommen, er betrachtet ruhig und gelassen die Dinge so wie sie sind und kümmert sich um nichts — außer um sein Scheckbuch.

Wie viel Geld muß eigentlich Wallace verdienen? Das haben sich nicht nur seine in- und ausländischen Kollegen gefragt, das war nicht nur das Tagesgespräch seiner englischen Leser, nein, das wird allmählich auch zum Interesse seiner deutschen Freunde. Nun, Wallace hat an die zweihundert Bücher herausgegeben, die meisten sind in die wichtigsten Sprachen übersetzt, einige in 10 und 12 Sprachen. Wallace hat Filme geschrieben, er ist Mitarbeiter vieler Zeitungen, seine Bücher erleben Riesenauflagen, seine Romane werden verfilmt, seine Theaterstücke (erinnert sei an den Riesenerfolg seines auch deutsch erschienenen „Hexers“) halten Serienrekorde, zumindest ist keines seiner Bücher ein finanzieller Versager gewesen. Dazu kommen die vielen kleinen Beiträge, seine fortlaufenden Tantiemen, die Honorare für Abdrucke der Romane in vielen tausend Zeitschriften und Zeitschriften in aller Welt — — — „das läppert sich zusammen“, wie man bei uns sagt.

Einer seiner Londoner Freunde hat kürzlich einmal berechnet: Wallace verdient allein an seinen sechs Theatern und Theatertruppen wöchentlich ungefähr 70,000 Mark, wenn gerade gutes „Theaterwetter“ ist. Er verdient in der „Sauren-Gurken-Zeit“, wenn kein Mensch ins Theater geht, natürlich weniger, manchmal kommt er auch gerade bloß auf seine Kosten. Aber wenn man die Erträge seiner Theatertantiemen, der Verfilmungen, Übersetzungen und der vielen hundert Kleinigkeiten, die er „so ganz nebenbei“ diktiert und schreibt und anreibt, zusammenzählt, dann kommt ein wöchentlicher Durchschnittsverdienst von mindestens 100,000 Mark heraus. Und das sind im Jahre nicht weniger als weit über 5 Millionen Mark.

Das verdient Wallace heute, was er in zwei, drei Jahren verdienen wird, wenn er noch populärer geworden

sein wird, wenn seine Dramen und Romane den letzten innerafrikanischen Kaffernral erreicht haben werden, wenn es kein Land von einziger Bedeutung mehr geben wird, das Wallace nicht in seiner LandesSprache übertragen hat, dann werden noch viel phantastischere Summen herauskommen.

Wallace ist einer der wenigen Beweise, daß eines Schriftstellers Fleiß etwas einbringt.

Worin eigentlich sein Erfolg (abgesehen von Talent und Fleiß) liegt? Darin: Wallace hat erkannt, daß die Millionen Menschen, die tagaus, tagein in der Tretmühle des Berufes ihre letzte Kraft hergeben müssen, die oft abends nicht mehr in der Lage sind, ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, und die nicht jeden Abend ins Kino oder ins Theater oder ins Wirtshaus gehen können und wollen, daß diese Millionen Menschen in aller Welt eine Lektüre brauchen, die ihnen alles das bietet, was sie suchen: Tempo, Spannung, geistige Erholung, merkwürdige, spannende, aufregende, interessante Abenteuer und Erlebnisse. Und da es keiner so wie Wallace verstanden hat, selbst Conan Doyle nicht, der Erfinder des Sherloc Holmes und der eizentliche Vater des modernen Kriminalromans, diesen Lese- und Unterhaltungsbedürfnissen unserer heutigen Menschen so nachzukommen — darum hat Wallace Erfolg, und darum ist er populär. Streiten wir nicht über seine literarische Bedeutung. Gute spannende Unterhaltungsliteratur ist wichtig gewesen und wird es stets bleiben. Und wer sie in so anmünster und spannender Form bringt wie Wallace, der hat auch Anspruch auf Populärität und Würdigung seiner Verdienste.

Der weiße Tod.

Wie locht am sonnenwarmen Tag
Das Hochgebirge blendend weiß,
Wer seinem Rufe schon erlag,
Fand reichen Lohn oft für den Schweiß.

Das Merkmal jeder Majestät
Ist stolze Größe unnahbar.
Der Mensch, der in die Berge geht,
Er wird sich bald darüber klar.

Ein Felsen und ein blauer Firn,
So harmlos er zu Zeiten scheint,
Zieht kraus in Falten seine Stirn,
Wenn Sturm und Regen sich vereint.

Und wenn vom schlimmen Meister Föhn
Am Hang sich die Lawine löst,
Mit dumpfem Brüllen und Gedröhnen
Was in dem Weg zutale stözt,

Dann geht er nun, der weiße Tod
Im makellosen, ew'gen Schnee:
Der Wandersmann, von ihm bedroht,
Keht er lebendig von der Höh?

Wie mancher liegt im tiefen Schrund,
Der zu den Besten hat gezählt,
Er pries den Berg mit frohem Mund
Und hat zum Todbett ihn erwählt.

W. Schori.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

2

„Mein bester Herr!“ rief er, und seine Stimme bekam unwillkürlich wieder den fröhzenden Nebenton. „Mein bester Herr! Ich weiß, was Sie sagen wollen! Wir sind Wunder in einer Welt der Wunder, wir sind Menschen — eine vernunftwidrige Vereinigung aus Geist und Materie, in einem Raum schwappend, der unendlich sein muß —, denn was sollte es außerhalb desselben geben? — der uns aber in diesem Falle unfassbar ist — uns durch eine Zeit bewegend, die ewig sein muß —, denn was sollte es vorher gegeben haben? — aber deren Erscheinungen alle von Vergänglichkeit sprechen. Wir wissen nicht, von wannen wir kommen, wir wissen nicht, wohin wir gehen. Wie könnten wir, von all diesen Mysterien umgeben, sagen: dies ist übernatürlich, oder: dies ist natürlich? Und doch: der Mensch hat die unfassbaren Entfernungen im Weltraum gemessen, der Mensch hat nicht wenige der Gesetze erforscht, nach denen die Veränderungen sich vollziehen. Und gleich wie der Mensch die Gesetze des äußeren Universums erforschte, hat er auch begonnen, die Gesetze des inneren zu erforschen — das ist es, was ich nach Maßgabe meiner Kräfte zu tun versuche, und bis jetzt, lieber Herr Baarsjes, bis jetzt bin ich dem Phänomen noch nicht begegnet, das sich nicht mit Nachdenken und Geduld erklären ließe!“

Er spreizte alle zehn Finger aus und schloß in einer Tonlage, wie ein verföhnter Rabe. Mr. Crowell beugte sich näher zu Mr. Crofton und flüsterte:

„Was habe ich gesagt? Er ist kein Gentleman.“

„Aber“, begann Herr Baarsjes, „wie wollen Sie nun einen Fall wie diesen erklären —“

Das Gespräch glitt seinen natürlichen Weg weiter über Gespenstererscheinung zur Telepathie, bis die Uhr eins schlug und der rosige Hausherr die Gäste mit einem Nachtgrog ins Bett trug.

2.

Der Sonntagvormittag wurde dem Golfspiel auf Mr. Trowbridges Privatplatz gewidmet. Der byzantinische Py-

choanalytiker beteiligte sich daran, mit einem prachtvollen rot- und gelbgestreiften Pullover angetan, und entwidete eine Energie, die mehr als bewunderungswürdig war. Seine kurzen Arme bewegten sich wie die Flügel einer der berühmten holländischen Windmühlen, und er ergoß einen reichen Niederschlag auf Mr. Trowbridges Rasenflächen. Die Herren Stonehenge, Crowell und Crofton beobachteten ihn, mit einer Heiterkeit, die sie sich gar nicht zu verbergen bemühten. Er verwendete die falschen Schläger, er stolperte über seine eigenen Füße, und er beförderte mit unverdrossener Energie den Ball in alle Windrichtungen mit Ausnahme der richtigen. Aber er nahm die Heiterkeit seiner Mitspieler mit dem strahlendsten Vollmond lächeln auf.

„I'll tell you what!“ flüsterte Mr. Stonehenge. „Er ist kein Gentleman, denn sonst könnte er Golf spielen, aber er spielt Golf wie ein Gentleman.“

Bei der Rückkehr in die Villa bereitete Herr Baarsjes der Gesellschaft eine Überraschung.

Der Golfplatz war eine natürliche Fortsetzung des Gartens der Villa. Wo dieser in die Sanddünen überging, lag der Startpunkt mit seiner weißen Flagge. Einige wenige Bäume und Sträucher wuchsen zwischen dem ersten und zweiten Loch des Golfplatzes.

Herr Baarsjes wendete sich an den Doktor, der in seinem rotgoldnen Pullover einem prächtigen exotischen Käfer glich, und sagte ganz unvermittelt:

„Herr Doktor, glauben Sie an die Wünschelrute?“

Dr. Zimmertür wischte sich die Stirne mit einem buntglänzenden Seidentaschentuch und erwiderte:

„Nach diesem herrlichen Sport bin ich ganz anglo-ägyptisch geworden. Ich glaube an alles, was es auch sein mag.“

Herr Baarsjes lächelte rätselhaft.

„Gestern abend, als wir von — wie man so sagt — übernatürlichen Dingen sprachen, vergaß ich Ihren eine Sache zu erzählen. Ich habe selbst ein wenig Begabung zum Medium, und ich bin auch in anderer Weise übersensitiv. Eine